

Texte von Mitgliedern des

*Autoren Forum  
Köln e.V.*

---

zum Thema

**„April, April!“**

vorgestellt im Rahmen einer Lesung im  
Bistro der Ev. Kirchengemeinde Köln-Deutz/Poll  
Tempelstraße 29  
am 1. April 2006, 15.00 Uhr

# Inhalt

<b>Urtriebe</b> ( <i>Gaby Braun</i> ) .....	3
<b>Sekt zum Frühstück</b> ( <i>Adrienne Brehmer</i> ) .....	6
<b>Silbersternchen</b> ( <i>Adrienne Brehmer</i> ) .....	7
<b>Heidi K.</b> ( <i>Gerda Duckheim</i> ) .....	8
<b>Die Ballade vom Ritter Kunibert</b> ( <i>Gerda Duckheim</i> ) .....	10
<b>Die Geliebte</b> ( <i>Gerda Duckheim</i> ) .....	12
<b>Fingerspiele (I)</b> ( <i>Robert Hugle</i> ) .....	13
<b>Fingerspiele (II)</b> ( <i>Robert Hugle</i> ) .....	14
<b>Ausgewählte Limericks</b> ( <i>Robert Hugle</i> ) .....	15
<b>Ausgewählte Aperçus</b> ( <i>Robert Hugle</i> ) .....	16
<b>Li schreckt ab</b> ( <i>Frank Kansy</i> ) .....	17
<b>Kraut und Rüben</b> ( <i>Christa Schröder</i> ) .....	21
<b>Aprilsjeck</b> ( <i>Johannes Sievers</i> ) .....	24
<b>Kurzporträts der Teilnehmer</b> .....	27

Gaby Braun

## **Urtriebe**

Bergische Landeszeitung, 8.04.2004:

### ***Zähne sind wieder da***

*Eine schöne Osterüberraschung erlebte das Neanderthal Museum bei Mettmann. Zwei Zähne des Neandertalers, die unbekannte Täter Ende März aus dem Museum gestohlen hatten, sind wieder da. Eine Sekretärin des Museums hat die beiden Zähne im Museums-Briefkasten entdeckt, berichtete eine Sprecherin des Kreises Mettmann.*

Das, liebe Zuhörer, war kein Aprilscherz, sondern das Originalzitat eines Artikels, an den Sie sich als Zeitungsleser vielleicht erinnern können.

Hier kommt die Vorgeschichte, geschildert von der stellvertretenden Museumsleiterin, die das alles hautnah miterlebte.

Heute ist endlich wieder ein ganz normaler Arbeitstag.

Aber ich muss immer wieder an Fernando denken. Wo er jetzt sein mag? Professor Weniger, der Chef, und Frau Riemann, unsere Sekretärin, machen sich wohl auch Sorgen, aber wir sprechen nicht darüber.

Frau Riemann scheint auch böse auf mich zu sein und geht mir aus dem Weg. Ich glaube, sie macht mich für alles verantwortlich, weil ich vorige Woche die Polizei eingeschaltet habe, nachdem ich den Diebstahl der beiden Zähne entdeckt hatte. Dabei trägt sie selbst Mitschuld, denn sie verwahrte bislang die Spezialschlüssel für die Vitrinen in einem Stahlschrank im Vorzimmer und muss vergessen haben, ihn abzuschließen. Komisch, sonst ist sie die Zuverlässigkeit in Person. Vielleicht hatte Fernando, der in dem kleinen Praktikantenzimmer gleich neben ihr saß, sie abgelenkt. Obwohl er keineswegs wie ein Dressman aussieht, eher untersetzt als schlank ist und viel zu buschige Augenbrauen hat, kommt er bei Frauen sehr gut an. Das liegt wohl an seinem ganz besonderen urwüchsigen Charme.

Dr. Fernando Rodrigo Gomez, wie er mit vollständigem Namen heißt, ist Prähistoriker wie ich und kam durch ein europäisches Austauschprogramm für Nachwuchswissenschaftler von der Uni Lissabon zu uns. Er war sofort von unserem Museum begeistert. Ihm gefiel die Lage am Fundort mitten im grünen Tal, und er schätzte unser modernes museumspädagogisches Konzept. Die

Steinzeitwerkstatt, in der wir Besucher an prähistorische Techniken heranzuführen, interessierte ihn so sehr, dass er gleich mitarbeitete. Wir wunderten uns alle, wie geschickt er sich beim Schnitzen von Pfeil und Bogen anstellte. Auch mit der Speerschleuder konnte er umgehen, obwohl er das angeblich noch nie zuvor ausprobiert hatte.

Noch mehr beeindruckte ihn unser Wildgehege, wo wir Auerochsen, Wisente und Wildpferde, alles Jagdtiere der Neandertaler, artgerecht halten. Die scheuen Tiere sind nicht leicht zu beobachten, aber wenn sich hin und wieder eines zeigte, war Fernando von ihrer, wie er sagte, unbändigen Kraft fasziniert.

Wir sprachen in diesem Zusammenhang über die unterschiedliche Entwicklungsgeschichte von homo sapiens neanderthalensis und homo sapiens sapiens, der ja bekanntlich der Stammvater des modernen Menschen ist. Fernando outete sich als Kulturpessimist durch und durch. Er betrachtet die heutige Menschheit als dekadent und böse. Deswegen träumt er auch davon, aus der DNA von fossilen Fundstücken den Neandertaler wiederauferstehen zu lassen. Ein befreundeter Biologe halte die Idee durchaus für machbar, erzählte er mir.

Von seiner Schwärmerei für die Urmenschen abgesehen, ist Fernando ein liebenswerter, humorvoller Mann und dazu, wie ich finde, nicht unattraktiv. Kein Wunder, dass es letzten Freitag zwischen uns gefunkt hat. Frau Riemann hatte die ganze Museumscrew zum Grillen eingeladen. Sie war nie verheiratet und lebt bei ihrem Bruder auf einem alten Bauernhof hier ganz in der Nähe. Es war eigentlich verabredet, dass Fernando über das Wochenende dort bleiben sollte. Aber nachdem wir hinter den Haselnuss-Sträuchern regelrecht übereinander hergefallen waren, änderte er seine Pläne und fuhr mit zu mir. Die Kollegen guckten zwar dumm, das war mir jedoch egal. Schließlich bin ich geschieden, und auch als stellvertretende Museumsleiterin habe ich ein Recht auf Privatleben.

Das Wochenende mit Fernando war einfach wunderbar. Er ist der beste Liebhaber, den ich jemals hatte. Mir wird immer noch ganz heiß, wenn ich an seine ungeheuer kräftigen Oberschenkel denke. Es war uns zwar nur sehr wenig Zeit vergönnt, aber ich bereue nichts und werde die Nächte mit ihm nie vergessen. Wenn mich der Katzenjammer packt, tröste ich mich damit, dass man nicht immer im Siebenten Himmel schweben kann. Obwohl, wenn Fernando wieder auftauchte ... Ehrlich gesagt, ich wüsste nicht, was ich tun würde.

Am Dienstag ist es dann passiert. Als ich mit Fernando vom Mittagessen ins Büro zurückkam, war die Polizei da. Zwei Zivilbeamte hatten aufgrund eines anonymen Tipps Fernandos Schreibtisch durchsucht und die Zähne

gefunden, die er mit Tesafilm unter die Schublade geklebt hatte. Er verweigerte die Aussage, so dass der Kommissar ihn festnehmen wollte, aber Fernando konnte sich losreißen und in den Wald flüchten.

Dem Verhandlungsgeschick des Chefs ist es zu verdanken, dass das Ganze nicht an die Öffentlichkeit kam. Gerade jetzt, wo die Touristensaison beginnt, hätte es dem guten Ruf unseres Museums sehr geschadet. Er einigte sich mit der Polizei auf die Version, dass der Täter die Zähne freiwillig zurückgegeben hat.

Soweit die Schilderung der stellvertretenden Museumsleiterin, Frau Dr. Auffermann.

Zur Ergänzung noch eine Meldung aus der

Bergischen Landeszeitung vom 17.08.2004:

### ***urzeitliche begegnung***

*Wildhüter des Zweckverbandes „Wildgehege Neandertal“ haben gestern im Freigehege einen etwa 35 Jahre alten Mann entdeckt, der mit Pfeil und Bogen versuchte, einen Wisent zu erlegen. Der Mann ging sehr geschickt vor. Er schien auch nicht verwirrt zu sein und hatte eine klare Aussprache, jedoch einen südländischen Akzent. Auf die Frage, wer er sei, erklärte er „ein naher Verwandter der Neandertaler“, bevor er wieder im Wald verschwand.*

Adrienne Brehmer

---

## Sekt zum Frühstück

Leon streicht die Wände in der Küche rosa, und Franzi klebt Prillblumen an die Küchenschränke. „Damit mal wieder Farbe in die Bude kommt“, ruft Leon überschwänglich und taucht den Pinsel so kräftig in den Eimer, dass es rosafarbene Spritzer regnet.

Jochen steht in der Tür, macht den Mund auf und wieder zu. „Ausgerechnet in der Küche“, sagt er nach einer Weile und verschränkt die Arme. „Da vergeht einem ja der Appetit.“

Leon und Franzi beachten die Bemerkung nicht weiter, sie streichen und kleben, bis sie fertig sind. Zufrieden schaut sich Franzi um. „So gefällt’s mir“, ruft sie und macht eine Drehung um sich selbst. Dabei quietschen die Holzdielen ein wenig. Leon blickt auf die Wände und nickt einverstanden.

Jochen ist für ein paar Tage verschwunden. Als er wieder auftaucht erklärt er, dass er zu seinen Eltern gefahren sei, weil er den Geruch von frischer Farbe nicht vertrage. Franzi kichert und läuft in ihr Zimmer. Leon geht auf eine Party. Franzi folgt später.

Am nächsten Morgen bereitet Jochen das Sonntagsfrühstück. Er besorgt Brötchen, kocht Eier, lässt heißes Wasser durch einen Filter laufen, weil handgefilterter Kaffee einfach besser schmeckt als der aus der Maschine. Auch Sekt stellt er auf den Tisch, was eher ungewöhnlich ist für Jochen.

Schließlich setzt er sich auf seinen Platz am Fenster und wartet, bis die beiden anderen auftauchen. Nach der Party kann das dauern. Aber Jochen hat Geduld.

Gegen Mittag betritt Franzi kurz vor Leon die Küche. Sie blinzelt und gähnt. „Das Sonnenlicht blendet ja heute richtig“, bemerkt sie verschlafen, erst einige Sekunden später begreift sie. Leon steht da mit offenem Mund. Jochen füllt Sekt in die Gläser, reicht eins Franzi und eins Leon, prostet ihnen zu und grinst. „Auf eine gelungene Wohngemeinschaft“, sagt er triumphierend. Die Wände sind strahlend weiß.

## Silbersternchen

Das Sonnenlicht fällt auf den gedeckten Küchentisch, die Häuser gegenüber liegen noch im Halbschatten. Ein silbernes Sternchen blinkt an Konrads Nase. „Hat echt was“, sagt Lucia, als sie kurz von ihrer Zeitung aufschaut und in Konrads Gesicht blickt. Er lächelt und befühlt seine Nase, als müsse er sich vergewissern, dass noch alles dran sei. Er hat das blitzende Metall erst vor zwei Tagen stechen lassen.

„Willst du noch Kaffee“, fragt er. Lucia ist wieder in die Zeitung vertieft, sie hört ihn nicht. Er schenkt nach und beißt in sein Croissant. „Hast du Lust heute Abend im Park zu grillen“, fragt er mit vollen Backen. Die Frühlingsluft strömt durch das geöffnete Fenster herein.

Konrad zieht den Atem ein, beißt wieder ab, isst alle Brötchen, die noch in der Tüte sind, dann lässt er die Tüte knallen. Aber der Schrecken, der Lucia aus der Zeitungswelt herausreißen soll, damit sie endlich in der erwünschten Frühstückswelt landet, bleibt aus. Lucia zuckt lediglich leicht zusammen, blättert um und findet einen neuen Artikel.

„Wir könnten noch Ulli und Svenja anrufen“ fährt Konrad lauter fort. „Dann bringen wir unseren Grill mit und Salat, vielleicht besorgen die beiden...“

„Die Arbeitslosenrate ist schon wieder um zwei Prozent gestiegen“, stöhnt Lucia plötzlich, ohne aufzuschauen. Ihre Stimme klingt empört. Sie krallt ihre Finger in die Zeitung, als habe sie einen Verantwortlichen gefunden, den sie packen und durchschütteln könnte. Konrad pfeffert das Geschirr in die Spüle. Die Häuser gegenüber liegen jetzt in der Sonne. Irgendwo fällt eine Tür laut ins Schloss.

„Echt cool, dein Sternchen“, sagt Lucia wieder, ihre Stimme klingt entspannter. Als sie von der Zeitung aufsieht, ist Konrad fort.

Gerda Duckheim

## Heidi K.

Es ist ein warmer Augustnachmittag im Jahr 2036. Otto und Erwin, zwei Ergraute um die 60, sitzen im Biergarten am Rathausplatz in Bergisch Gladbach. Sie warten auf die Rückkehr von Heidi K. aus dem Weltall, die immer wieder verschoben werden musste.

Der Platz ist größer, seitdem das hässliche Bürgerhaus ‚Der Löwe‘ endlich abgerissen worden ist. Nur ein Denkmal steht dort zur Erinnerung. Die Villa Zanders hat einen poppigen Anstrich.

Dank der Klimaerwärmung wachsen hier jetzt Olivenbäume, Oleandersträucher, Hibiskusbüsche, alles Exoten vom Mittelmeer. Das Flüsschen Strunde plätschert durch kleine Kanäle und Springbrunnen. Die Pänz toben auf ihrem Abenteuerspielplatz. Rund um den Platz gibt es Arcaden mit Cafés, Restaurants, modische Geschäfte mit allem, was für einen Weltraumspaziergang notwendig ist. Auch flotte Anzüge für den Ausstieg aus der Raumkapsel.

Otto versteckt seinen Bauch unter einem modischen Kasakkittel, der bis zu den Knien reicht, trotz der Wärme trägt er hohe Stiefel über der Pumphose. Um seinen Hals baumelt eine lange Kette mit Star-Wars-Symbolen. Seine Fingernägel sind blau lackiert. Die wenigen Haare hat er zu Zöpfchen geflochten.

Sein Freund Erwin dagegen, ein hagerer Mann, ist eher nostalgisch. Er kann sich nicht von seinen uralten Jeans trennen. Auf sein kariertes Lieblingshemd ist er besonders stolz. Sein einziges Zugeständnis an die neue Zeit ist ein Ring aus Mondgestein mit passendem Armband, das ein Freund ihm von einem Mondausflug mitgebracht hat.

„Also, eins muss ich dir sagen, das Bier ist seit der Platzumgestaltung unwahrscheinlich teuer geworden,“ lamentiert Erwin und wischt sich den Schaum von seinem gezwirbelten Schnurbart. „Das stimmt zwar, aber denk doch mal wie schön es jetzt hier in unserer Stadt ist. Dann trink halt ein Bier weniger und genieß unsere Weltstadt.“ „Du hast ja recht“, seufzt Erwin, „ich bin aber richtig froh, dass wenigstens unsere Laurentiuskirche und das Rathaus geblieben sind. Das ist meine Heimat, das brauche ich.“

Die Ankündigung von Heidis Rückkehr hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Neugier treibt die Massen auf den Rathausplatz. Die wichtigsten Bürger der Stadt haben sich dort frühzeitig vor einer Großbildleinwand versammelt. Gespannt erwarten sie Heidis Lufkissentaxi, mit dem sie vom Weltraumbahnhof in der Wahner Heide zurückkommen soll.

Blumenmädchen zupfen an ihren Sträußen, der Bürgermeister rückt seine Krawatte mit dem Weltraummuster zurecht, probt tonlos seine Ansprache,

Oboen und Geigen üben schwierige Passagen der Begrüßungsmusik, die extra für das Ereignis von Waldi Rauschenbach komponiert wurde.

„Ich bin gespannt, ob diesmal die Landung von Heidi gelingt. 30 Jahre Weltraum sind wirklich genug. Ob sie Angst hat? Sie wird den alten Rathausplatz kaum wiedererkennen. Wie wird die Schöne wohl aussehen? Schließlich war sie damals eine gute Werbung für unsere Stadt mit ihren Topmodelmaßen. Ob sie so gealtert ist wie wir? Oder gibt es ewige Jugend im Weltall?“ Otto spielt mit seinen Zöpfchen.

„Ist Heidis Gesicht voller Falten wie deins? Ist sie rundlich geworden wie du? Und ihre Haare? Grau? Oder? Du und Heidi, ihr seid ein Jahrgang. Wenn ich dich so ansehe...“ lacht Erwin. „Im PC habe ich ihr Foto 30 Jahre älter gemacht. Du wirst sehen, sie ist eine zahnlose Alte. Im Weltraum gibt es keinen Zahnarzt!“ Der Köbes bringt noch zwei Bier, als sich junge Männer zu ihnen an den Tisch setzen. Thomas, ungefähr 30 Jahre, hält ein großes Farbbild von Heidi in der Hand. „Mann, ist die Frau ein Schuss. Eine absolute Traumfrau. Mein Dad war schon hin und weg. Ich bin wahnsinnig neugierig. Ich habe gehört, dass man im Weltall nicht altert.“ Thomas schaut begehrllich auf die Frau im Mini in seiner Hand, leckt seine Lippen.

Sein Freud Marc schüttelt die Locken: „Und du denkst, du könntest mit ihr... Wäre voll geil. Schon ihr Foto macht mich an.“ „Wetten, dass sie dich gar nicht sieht? Trink lieber dein Bier.“

Erwin und Otto grinsen: „Diese jungen Leute haben vielleicht Phantasien...“ „Hatten wir doch auch, ganz besonders bei solchen Traumfrauen!!! Sei doch ehrlich, wir haben in jungen Jahren auch nichts anbrennen lassen!“ „Man müsste noch mal 20 sein,“ summt Otto, und seine Augen verklären sich in seliger Erinnerung.

Bewegung kommt in die Wartenden. Das Luftkissentaxi schwebt ein. Die Musik spielt zunächst die Rauschenbachhymne und danach: „Ach, was war das früher schön...“ Karnevalsstimmung mitten im Sommer.

Das Taxi landet. Nur ein Mann steigt aus. Die Tür fällt zu. Irritiert stellt der Bürgermeister das Mikrofon ab, seine Kinnlade klappt herunter. Der Dirigent starrt den Mann an, lässt seinen Stab fallen. Die Musiker spielen nur noch einen tiefen Basston. Die Leute vergessen das Schunkeln und brüllen: „Heidi! Heidi! Wo bist du? Wir wollen uns Heidi! Keinen Mann!“

Doch der schreitet auf den Bürgermeister zu, hält seine Hände behutsam hoch: „Schaut her, ihr Ungläubigen,“ seine Stimme schwillt an, „schaut auf die Videoleinwand. Ihr seid Zeugen einer einmaligen Veränderung im Weltall! Hier ist Heidi!!!“

Er öffnet die Hände. Auf seiner Handfläche tanzt Heidi – eine Däumlingsfrau!

## Die Ballade vom Ritter Kunibert

Der Kunibert vom heißen Stein,  
er wollt' nicht mehr alleine sein.  
So zog es ihn zu früher Stund'  
Zu der schönen Kunigund.

Hoch auf stolzem Fels gebaut,  
lag die Burg, ihm wohl vertraut.  
Sein Blick fiel auf ihr Fenster,  
doch sah er nur Gespenster.

Im Graben um die Burg, oh Graus,  
ein speiend Untier war zu Haus'.  
Ein rotes Feuer aus dem Rachen  
züngelt hoch am gier'gen Drachen.

Kunibert verrenkt sich schmachkend,  
den steilen Weg nicht recht beachtend.  
Stolpert über Stock und Steine,  
bricht sich dabei fast die Beine.

Die Edle mochte nicht sich zeigen,  
noch in Liebe sich verneigen.  
Ein Handschuh flog weit in den Graben,  
der Drache wollte ihn gern haben.

Die Stimme hoch vom Turme rief:  
„Herr Ritter, ist die Liebe tief,  
dann hebt den Handschuh dort mir auf  
und bringt ihn her in schnellem Lauf.“

Das laut' Geschrei erschreckt den Ritter,  
was war dort hinter jenem Gitter?  
Nur Schatten waren zu erkennen,  
er wusste nicht, sollt' weg er rennen.

Noch niemals hatt' er sie gesehn,  
es war nur ein vergeblich' Flehn.  
Doch wogte da im Sonnenlicht  
so gar kein liebliches Gesicht.

Die Augen starr auf ihn gerichtet,  
ihr langes Haar schon stark gelichtet,  
die Nase einem Höcker gleicht,  
zum Gruße ihm die Hand sie reicht.

Da sank er auf die Kniee nieder,  
und klagend rief er: „Ach, nie wieder!“

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,  
ob sich nicht was Bessres findet.

## Die Geliebte

Ihre Schönheit  
lächelt ihn an  
ihre Form  
erregt sein Gemüt  
er wärmt seine Finger  
an ihrem Kopf  
streicht sachte  
ihren Hals

sie schmeckt gut  
wenn seine Lippen  
sie berühren  
ihr Duft betört  
umhüllt ihn  
mit wohllichem Behagen

ist sie nicht da  
sucht er sie  
sehnsuchtsvoll  
vermisst sie  
immer möchte er  
sie haben

er liebt sie sehr  
seine Pfeife

Robert Hugle

---

## Fingerspiele (I)

Tragen Sie Stützstrümpfe? Nein? Dann seien Sie froh, dann können Sie sich keinen Finger verletzen. Mir jedenfalls erging es folgendermaßen: Ich machte mich zur Bettruhe fertig, streifte den Gummistrumpf ab, der die Krampfadern fest zusammenhält, hatte schon die Hälfte der Beinlänge geschafft, es wurde immer mühsamer – da knackte es im Mittelfinger der linken Hand. Nur ein leichter Schmerz zwar, aber die Fingerkuppe zeigte plötzlich schlaff nach unten. Schlappfinger. Unmöglich, ihn parallel zu den anderen vier geradeaus zu strecken. Immerhin konnte ich ihn noch millimeterweise bewegen. Die Frage war nur, wie lange noch und ob ich das, um Spätfolgen zu vermeiden, überhaupt soll? Ärzte sind darauf gedrillt, Antworten zu geben. Der meine schickte mich ins Hospital. Die Ärztin war sehr nett, verwies mich nach Begutachtung zur Röntgenstation des Krankenhauses und meinte nach gebührender Zeit und nach Auswertung meiner Finger-Röntgenfotos: Gott sei Dank für Sie, nichts gebrochen, doch Ihr Finger muss geschient werden. Der Assistent, ein Sozialdienstleistender, umwickelte ihn mit Mull und steckte eine Hülle aus Kunststoff darüber (das müssen Sie aber selbst berappen, die Krankenkasse zahlt nicht mehr). Diesen Schutz haben Sie nun sechs Wochen lang zu tragen. Solange müssen Sie auch auf das Querflötenspiel verzichten. Aber duschen dürfen Sie. Wenn Sie die Hülle zum Säubern abziehen, achten Sie darauf, dass der Finger immer schön gerade bleibt, nur dann kann die gerissene Sehne wieder zusammenwachsen. Sie wissen ja, operieren kann man das nicht, die Fasern sind viel zu klein, als dass sie sich vernähen ließen. Folglich strecke ich nun in den kommenden sechs Wochen jedem meinen „Stinkefinger“ entgegen und sage, das Beste hoffend: Honni soit qui mal y pense.

## Fingerspiele (II)

Die Stimmung war anfangs gedrückt: Zu viert standen wir am Grab der Eltern und begingen den zweiten Jahrestag des Todes der Mutter und Schwiegermutter. Ehrendes Gedenken, ein paar neue Blumen. Hernach tauschten wir in einem gemütlichen Café alte Erinnerungen und familiäre Neuigkeiten aus. Mein geschienter Mittelfinger machte dabei keine Schwierigkeiten. Bevor wir aufbrachen, ging's üblicherweise noch mal zur Toilette. Doch welche Entdeckung, als ich mir die Hände wusch: Die Fingerschiene war weg. Weder im Pissoir noch im Waschbecken war ein Abfluss, durch den die Schiene hätte rutschen können. Auf dem Boden, in den Ecken – nichts zu finden. Auch nicht unterm Tisch im Café. Meine Frau wollte es genau wissen, klopfte schüchtern an der Tür zur Männerabteilung, suchte und wühlte im Abfall, stieß aber nur auf gebrauchte Papierhandtücher. Ich tastete, assistiert vom Schwager, meine Hosenbeine ab, untersuchte das Hinterteil meiner Hose, auch den diskreten Bereich. Nichts, nichts, rein gar nichts. Das Bedienungspersonal versicherte, uns am Handy anzurufen, sobald der abhanden gekommene Gegenstand aufgetaucht wäre. Ich verwies auf Fälle, in denen der heilige Antonius geholfen hatte, besaß aber wenig Zeit und Konzentration, mich an ihn zu wenden. Was tun? Der Gang zum Sanitätshaus, einen neuen Kunstfinger zu erwerben, war umsonst – geschlossen. In der nahen Apotheke erstanden wir eine Binde Gazé und erhielten kostenlos einen Kunststoffspachtel, quasi als Fingerstütze. Dann die gut 100 km lange Rückfahrt. Die ganze Zeit über blieb das Handy an und leider völlig stumm. Die Fingerschiene war wohl nicht gefunden. Zu Hause gequälte Müdigkeit, Fernsehen zur Ablenkung. Diesmal schlief nicht ich ein, statt dessen mein rechter Fuß. Zum Aufwecken ließ ich ihn auf das linke Bein fallen. Stechender Schmerz am Schienbein aua, aua. Ich griff danach – und hatte die Fingerschiene in der Hand. Welch ein Glücksgriff! Hatte ich ihn nun der Unterhose (sollte die Blase schützen) zu verdanken oder den Stützstrümpfen (die zwischen sich und dem Bein jedes Durchkommen verhindern) oder dem heiligen Antonius (der meine Frau und mich herzlich erheitern wollte?) oder aber meiner verletzten linken Hand, die, traditionelle Gepflogenheit einfordernd, der rechten Ersatzhand reflexhaft das Nachsehen gegeben hat?

## Ausgewählte Limericks

Ein Irrwisch, der wischte wie irre.  
Das machte die Nachbarschaft kirre.  
Kein Hocker, kein Tisch  
Entging seinem Wisch,  
bis eine Vase umfiel mit Geklirre.

\*

Sein erstes und einziges Motto  
war erfolgreich zu spielen im Lotto  
Doch Kummer und Weh  
Zu ihm sprach die Fee:  
Im Lotto gewinnt nur der Otto.

\*

Über Dufour liest man solche Sachen,  
die aufrütteln, nachdenklich machen.  
Und liest man noch mehr,  
steigt der Zweifel gar sehr,  
ob die Menschen nicht selbst sich verlachen.

\*

Ich möchte nicht länger kalauern,  
Und das all sogleich untermauern:  
Die Zeiten sind schwierig,  
die Menschen sind gierig.  
Das alles ist sehr zu bedauern.

## Ausgewählte Aperçus

Er hatte ein Hufeisen über die Eingangstür genagelt. Als er sie durchschritt, löste sich der Glückbringer und durchschlug ihm das Genick.

\*

Er machte sich tiefe Gedanken, in denen er mehr und mehr versank, bis er an ihnen erstickte.

\*

Der Mund quoll ihm von Worten über. Der Hausarzt riet ihm, sich literarisch sterilisieren zu lassen.

\*

Er dichtete allerlei Unsinn in der Hoffnung, dass andere Tiefsinn darin erblicken mögen.

\*

Man muss sich den Kopf frei schreiben, damit Neues nachrücken kann.

\*

Siegetypen brauchen Feinde, an denen sie sich erfolgreich abarbeiten.

\*

Künftig wird das dünnste Buch prämiert, weil es die wenigsten Worte macht.

Frank Kansy

## Li schreckt ab

„Heute kommt in der Mittagspause eine sehr liebe Freundin zu mir.“

„Das ist schön, dass dich jemand besucht“, sagte ich aufrichtig.

Es wurde tatsächlich Zeit, dass sie langsam wieder neue Freundschaften schloss und alte pflegte. Li strahlte über das ganze Gesicht.

„Ich habe mich auch gefreut, zumal ich die Bekannte lange nicht gesehen habe.“

„Willst du mit ihr nach oben in die Kantine?“

Sie schüttelte den Kopf, rümpfte die Nase.

„Nein, ich würde sie gerne selber bekochen. Ich bin eine sehr gute Köchin.“

Martin sah von seinen Belegen auf.

„Was wirst du kochen?“

„Meine Freundin hat sich ein deutsches Gericht gewünscht. Ich habe mir schon etwas ausgesucht. Was haltet ihr von Schweinshaxe mit Sauerkraut und Klößen?“

„Das ist aber schon extrem deutsch“, monierte Tim.

Li sah ihn verärgert an.

„Das ist egal. Für meine Freundin mache ich alles. Ich habe nur folgendes Problem. In dem Rezept steht, dass ich die Klöße abschrecken soll. Das verwirrt mich ein wenig.“

Martin lachte.

„Das ist doch gar kein Thema. Du schleichst dich an die Klöße heran, schreist einmal laut „BUH!“, und sie werden eine solche Angst haben, dass sie genügend abgeschreckt sind.“

Lis Stirn legte sich nachdenklich in Falten.

„Du kannst aber auch stattdessen ein türkisches Gericht machen, wenn du da mehr Routine drin hast“, schlug ich vor.

Sie schüttelte verärgert den Kopf.

„Ich habe doch bereits gesagt, dass sie sich ein deutsches Gericht wünscht. Sie verträgt nur deutsches Essen. Von allem anderen wird ihr schlecht.“

„Dann musst du eben die Klöße abschrecken.“

„Kann man das nicht auch ohne? Mir scheint das ein wenig übertrieben.“

„So sind wir Deutschen. Wir schrecken alles ab.“

„Auch Reis?“

Tim nickte.

„Auch den.“

„Nudeln auch?“

„Auch die Nudeln“, bestätigte Martin.

„Aber Reis und Nudeln sind doch keine deutschen Gerichte.“

Josef schüttelte unwillig den Kopf.

„Das hindert uns aber trotzdem nicht daran, auch Nudeln und Reis abzuschrecken.“

Li grübelte.

„Ich habe euch Deutsche nie verstanden.“

Mir fiel in dem Moment ein, dass ich noch mein Halloween-Kostüm im Spind hatte. Der ‚Rote Rächer‘ hatte schon bei ganz anderen Kalibern für Angst und Schrecken gesorgt. Er würde bestimmt mit ein paar lächerlichen Klößen fertig werden. Als wir Li mit der Verkleidung ausstatteten, wirkte sie wie ein Kind, im Umhang eines Erwachsenen. Das war auch kein Wunder. Schließlich war ich ja um einiges größer. Sie betrachtete sich im Spiegel und sah herüber.

„Und das hilft?“

Tim nickte.

„Unbedingt.“

Josef hob den Finger.

„Es ist wichtig, dass du dich erst ganz zum Schluss an den Kochtopf heranschleichst. Wir wollen doch nicht, dass die Klöße schon vorab gewarnt sind.“

„Und wenn ich mich zu früh sehen lasse?“

„Dann verdirbst du den Überraschungsmoment“, sagte Martin.

„Welchen Überraschungsmoment?“

Tim verdrehte die Augen.

„Wie willst du Klöße abschrecken, wenn sie dich bereits vorher gesehen haben?“

Li nickte.

„Das ist alles sehr kompliziert“, murmelte sie.

Martin schüttelte den Kopf.

„Nein, überhaupt nicht. Wenn du einen kurzen Moment darüber nachdenkst, wirst du sehen, wie einfach alles ist.“

„Du solltest noch eine Maske aufsetzen“, schlug Tim vor.

„Schreckt das die Klöße noch mehr ab?“

„Nein, aber damit kannst du kochen. Wenn du die Maske dann abnimmst, werden sie geschockt sein.“

Ihre Augen funkelten verärgert.

„Du hast Glück, dass du nicht mein Sohn bist.“

Tim nickte.

„Das sage ich mir auch immer jeden Tag.“

Ich wusste, dass Tim noch eine Flasche mit dunkler Schuhpolitur besaß. Denn schließlich polierte er Tag aus, Tag ein seine Schuhe mit einer soldatischen Genauigkeit, die schon fast an Besessenheit grenzte.

„Wir könnten Li noch etwas schwarze Farbe unter die Augen malen“, schlug ich vor.

Tim zuckte zusammen. Das Einzelkinder nie gelernt haben zu teilen, ist nach meiner Meinung ein Klischee. Aber auf Tim traf es jedoch zu. Seiner Lieblingsfeindin freiwillig etwas abzugeben, grenzte schon an einer Zumutung.

„Die Klöße werden sich dann richtig erschrecken“, argumentierte Martin.

Tim war immer noch nicht überzeugt davon. Josef stieß ihn an.

„Komm schon, Li soll es auch gut machen.“

Tim murmelte etwas unverständliches in sich hinein. Doch dann sprang er über seinen Schatten und stellte die dunkle Farbe auf den Tisch. Vorsichtig malte Martin ihr zwei dicke schwarze Striche unter die Augen. Nun wirkte sie mit dem blutroten Halloween-Kostüm und ihrer Gesichtsbemalung wie ein durchgeknallter Rubgyspieler, auf dem Weg zu seinem nächsten Massaker. Nachdenklich sah sie in den Spiegel.

„Da haben die Hausfrauen aber viel zu tun, wenn sie jedes Mal so einen Aufwand betreiben, nur um ein paar Nahrungsmittel abzuschrecken.“

Tim kratzte sich am Kopf.

„Du musst das so sehen: Nicht jede Frau kocht jeden Tag Klöße.“

„Die deutschen Hausfrauen machen sich sehr viel Arbeit mit ihrem Essen“, warf Martin ein.

Ich sah Li an.

„Das wird oftmals von der Familie gar nicht so gewürdigt. Die meisten stopfen ihr Essen gedankenlos in sich hinein, ohne etwas über die Entstehung zu wissen.“

Tim holte noch eine Flasche Ketchup aus dem Kühlschrank und verteilte diesen in Lis Haare.

„Das wirkt wie geronnenes Blut“, erklärte er.

Die Kollegin wirkte alles andere als glücklich. Sie war still geworden.

„Vielleicht hätte ich doch lieber türkisches Essen machen sollen“, murmelte sie.

Als Krönung des Ganzen setzte ich ihr noch ein Plastikbeil auf den Kopf, ebenfalls vom letzten Halloween. Sie sah tatsächlich aus, als hätte man ihr den Schädel gespalten. Wir musterten Li und kamen einvernehmlich zu dem Schluss, dass sie jetzt noch grusliger als sonst wirkte. Die Zeit war gekommen, um sich um die Klöße zu kümmern. Durch ein großes Stück Pappe abgeschirmt, näherte sie sich vorsichtig dem kochenden Wasser und vermied es

wohlweislich, dass die Klöße sie in ihrer grausigen Verkleidung erblickten. Dann schmiss sie jeden einzelnen der Delinquenten hinein, ohne auch nur einen Moment ihre Deckung zu vernachlässigen. Sie drehte sich zu uns um. Ihr Blick wurde fragend.

„Habe ich das richtig gemacht?“

Tim reckte den Daumen nach oben.

„Perfekt! Besser hätten wir es auch nicht hinbekommen.“

Sie nickte zufrieden.

„Ich habe euch ja gesagt, dass ich eine gute Köchin bin. Gelernt ist eben gelernt. So schnell macht mir keiner etwas vor.“

Li kümmerte sich nun um das Sauerkraut und auch um die Schweinshaxe. Auch hier behielt sie wieder die volle Deckung, damit auch ja kein vorwitziger Kloß einen Informationsvorsprung erhalten würde. Die letzten Sekunden der Kochphase waren gekommen.

„Ich glaube, es ist jetzt an der Zeit, sie abzuschrecken.“

„Auf jeden Fall“, bestätigte Martin.

Josef nickte.

„Du darfst nicht zu lange warten. Sonst ist es zu spät.“

Tim machte eine Räuberleiter und half ihr auf den Küchenschrank. Li nahm nun die Pappe von ihrem Gesicht. Die Köchin begann sich zu sammeln. Es schellte. Einer von uns öffnete die Tür. Lis Freundin war gekommen. Als sie Li sah, konnte sie mit der ganzen Situation nichts anzufangen und verlor schlagartig ihre Gesichtsfarbe. Sie zitterte. Für Li jedoch war es so weit. In ihrer äußersten Phase der Konzentration hatte sie den Eintritt ihrer Bekannten gar nicht bemerkt. Li sprang laut brüllend von dem Schrank, rannte so schnell sie nur konnte auf die Klöße zu, wedelte mit den Armen und verzog ihr Gesicht zu einer grausigen Maske. Erst dann bemerkte sie ihre Freundin, die sichtlich geschockt war und sich am Rande des Nervenzusammenbruchs befand. Den Klößen hingegen war das Ganze anscheinend egal. Für Lis Freundin endete das Fiasko in einer Ohnmacht, die mit Riechsalz jedoch schnell beendet wurde. Vielleicht würde Li ja von ihrer Freundin noch aufgeklärt werden, wie man Klöße richtig abschreckte. Wir anderen hatten deswegen das Gefühl, dass wir gut daran taten, uns ein wenig rar zu machen. Wenn Li begriff, dass wir nur mit ihr gespielt hatten, war es besser, sich nicht mehr in ihrer Nähe zu befinden. Wir lobten ihre herausragenden Kochkünste, verabschiedeten uns und gingen.

## Christa Schröder

Der Frühling ist da, endlich. Vorbei sind die trüben, kurzen Tage, die Kälte und das graue Einerlei der Natur. In Gärten und auf Balkonen wird es bunter, die Singvögel kehren zurück, die Bäume blühen. Das von Eduard Mörike ersonnene Blaue Band flattert wieder. Was will der Mensch mehr?

Mir fallen nur zwei, mit dem Frühjahr verbundene negative Begriffe ein, die in meiner Wahrnehmung miteinander verwachsen sind wie Siamesische Zwillinge: die gleichnamige, ganz spezielle Art von Müdigkeit und den ebenfalls nach ihm benannten Hausputz. Womit ich sagen will, daß mich die Frühjahrs Müdigkeit augenblicklich befällt, sobald ich an blinde Fensterscheiben, graue Gardinen und nur mittels Leiter erreichbare staubige Lampen denke. In solchen Momenten pflege ich mich in den Sessel zu setzen, die Augen zu schließen und zu warten, bis der Anfall vorüber ist. Das bißchen schlechtes Gewissen nehme ich dabei gerne in Kauf. Sollte es dennoch bohren, rapple ich mich auf – nicht, ohne zu seufzen – und ziehe lustlos die Kramschublade auf.

## **Kraut und Rüben**

Sie kennen das; jeder besitzt so einen Ablageort für nicht genau zu klassifizierende Gegenstände aller Art, denen nie ein Stammplatz im Haushalt zugewiesen wurde. Oder solche, für die irgendwann einmal eine endgültige Heimstatt gefunden werden sollte und die in diesen provisorischen Übergangsstadium verblieben sind.

Wie Kraut und Rüben liegt da herum, was seine Existenzberechtigung nur durch bloßes Vorhandensein untermauert.

Die Schublade ist in der Regel besonders groß und nur schwer zu öffnen. Das Sammelsurium herrenlosen Strandguts, das sich gegen die sonstige Ordnung im Heim sperrt, ballt sich in einem Winkel zusammen, wölbt sich auf oder klemmt zwischen Schiene und Rückwand fest. Was hinten über gefallen ist, will ich gar nicht wissen.

Ich quetsche meine Hand in den Spalt und ziehe einen schmalen Pappstreifen heraus. Davon besitze ich eine ganze Menge. Als meine Tochter in den Kindergarten ging, wurden wir Eltern gebeten, diese Abstandhalter aus den Fünfziger-Packungen Teebeutel zu spenden. Daraus sollten Lesezeichen gebastelt werden, beklebte, bemalte und mit Kartoffeldruck versehene. Meine Tochter ist inzwischen Dreißig, und ich sammle immer noch! Ich bringe es einfach nicht fertig, die Dinger wegzuerwerfen.

Wie all die anderen Sachen: den verbliebenen Rest eines abgebrochenen Radiergummis, die Bleistiftstummeln, die verbogenen Heftklammern. Zwischen Gummiringen, dem ausgetrockneten Klebestift, der verbeulten Uhu-Tube, entdeckte ich einen Kalender von 1996 und blättere ihn durch. Staub liegt auf den Plastikeinband. Verstaubt sind auch die Erinnerungen an die Taufe meines Patenkindes. Es besucht mittlerweile das Gymnasium. An die Hochzeit der Freundin Lilo, deren zweite, die bereits wieder geschieden ist. An die Eintragungen von Adressen und Telefonnummern von Leuten, die längst woanders wohnen oder die ich aus den Augen verloren habe. Einige leben gar nicht mehr. Rasch blättere ich weiter, sehe Termine, Notizen, Bemerkungen, die mir einmal etwas bedeutet haben müssen, vor langer Zeit.

Ich unterdrücke einen Anflug von Wehmut und die günstige Gelegenheit über Vergangenes im bequemen Sessel zu philosophieren. Mit spitzen Fingern wird der Kalender im Papierkorb entsorgt. Ich erwische den Anfang einer Paketschnur, und während des Aufwickelns löste sich die Sperre, die bisher das vollständige Aufziehen der Schublade verhindert hat.

Neben Staubflocken, Krümeln und einer Handvoll aus dem Locher entwishten Konfetti, treten einige überraschende Dinge zutage, an deren Existenz ich gar nicht mehr geglaubt hätte: verblichene Postkarten, Heftpflaster, eine Kinderhaarspange, die lange gesuchte, schon vor zehn Jahren aus der Mode gekommene Sonnenbrille und aus Textilien herausgetrennte Ersatzknöpfe. Letztere gehören eigentlich in die Kramkiste Abteilung Handarbeit. Meiner Erfahrung nach benötigt man sie nie, außer, es geht wirklich ein Knopf verloren. Dann ist er auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Im Übrigen, fällt mir ein, die entsprechenden Jacken, Mäntel und Blusen sind längst in der Altkleidersammlung gelandet.

Ein Bündel loser Zettel erregt meine Aufmerksamkeit. Nie erprobte Kochrezepte kommen ans Licht, eine Pflegeanleitung für Orchideen, die bei mir sowieso keine Überlebenschance gehabt hätten und ein Werbeblättchen für Handys der ersten Generation, mit denen man nichts weiter als telefonieren konnte.

Lauter überflüssiges Zeug, das keiner mehr braucht. Von diesen Altlasten befreit will ich schon aufatmen, stolz darauf, eine lästige Pflicht hinter mich gebracht zu haben, da kommt im hintersten Winkel der Schublade ein ganzes Sortiment von aus Zeitschriften ausgeschnittenen Spruchweisheiten zum Vorschein.

Ich fächere sie auf, und während einige dabei zu Boden flattern, kann ich mich von deren Alltagsauglichkeit überzeugen.

„Kleine Gelegenheiten sind oft der Anfang zu großen Unternehmungen“, sagte der griechische Staatsmann Demosthenes.

Wie wahr! Andererseits, meine Unternehmungslust hält sich in Grenzen. Mit mahnend erhobenem Zeigefinger redet mir der Schweizer Pädagoge Pestalozzi ins Gewissen: ‚Wenn der Mensch sich etwas vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als er glaubt.‘

Ich nehme mir vor, all die bunten Papierschnipsel auszumisten, worin mich der römische Geschichtsschreiber Sallust bestärkt: ‚Laß dich gut beraten, bevor du beginnst. Doch wenn du dich entschieden hast, handle sofort.‘

Ich zögere dennoch, als Marc Aurel dem widerspricht: ‚Denke lieber an das, was du hast, als an das, was dir fehlt. Suche von den Dingen, die du hast, die besten aus und bedenke dann, wie eifrig du nach ihnen suchen würdest, wenn du sie nicht hättest.‘

Recht hat der Kaiser! Ich werde der Fundgrube kluger Erkenntnisse noch eine Chance geben, man weiß nie, ob man sie noch einmal brauchen kann. Rasch werfe ich den Krempel ungeordnet ins leere Fach und schließe es mit einem flotten Hüftschwung. Irgendwann ist wieder Frühling. Dann nehme ich mir die Schublade noch einmal vor und lasse mich erneut überraschen. Nächstes Jahr. Oder in fünf Jahren. Vielleicht!

Johannes Sievers

## Aprilsjeck

En de dressijer Johre, als op der Venloer Stroß uns schön Ihrefelder Rothuus noch stund un esujar däm Zweck deente, wofür et jebaut woode wor, do soße zick mallich Johre en einem vun dä ville Büros zwei Stadtinspektore Dag för Dag an ihre Schriedesche: Poppelreuters Jottfredd un Blumbergs Jupp. Süht mer ens av vun jeläjentliche Kabbeleie, su ka' mer sage, se verdroke sich jot. Et woren ävver beids esu en richtije Ihrefelder Flachshannese, die et fuußdeck hinger de Uhre hatten. Besondersch op der eeschten April kunnt mer sich vür dänne nit jenog en aach nemme. Dat wor schun emmer esu jewäs un hatt sich daher met de Johre üvverall erömjesproche. Et beß jing mer inne an däm Dag us de Föß un dät jot dran, met jespetzte Uhre op jede falsche Zungeschlag zo luustere. Wat Wunder, dat met der Zick ki Minsch mieh op dänne zwei ihr Aapereie erenfeel; do funge se även an, sich jäjesiggig en der April zo schecke. Anfangs jing dat nach esu zo, dat keinem dobei wiehjedon wood, äwer met dc Johre nohm dat Spill an Schärp zo un kräg en emmer verdöschtere Fazung. Wie mer sich denke kann, wor et nit jrad einfach, su en ahl Hase för der Jeck zo hale, un dat woßten die zwei selver et beß. Se mohten sich ald jet enfalle losse, un wat dobei eruskom, dodrop wor jedesmol et janze Rothuus jespant. Eines Dages – et wor ald ens widder der eeschte April – do wor et Jlöck met däm Blumbergs Jupp. Et Jlöck bestund us enem Aktestöck, wat op däm Poppelreuters Jottfredd singem Schriedesch log, ne Problemfall, e usjesproche haat Nüßje, wie mer esu säht: kein Routinearbeit. Dä Jottfredd wor mieh als jenog avjelenk un daach üvverhaup ni' mieh an der eeschte April. De Meddagspaus kom, un der Jottfredd leet de Flöjele hange; hä hatt emmer noch kein Lösung jefunge.

Öm zo verstonn, wat jetz kom, muß mer wesse, dat die zwei – suzesage als Usjlichssport – jeder ne Schreberjaade hatten, irjendwo zweschen der Lindebornstraß un Melote.

Däm Jottfredd sie Hätz hung an Kleindiere. Hä hatt e Dotzend Kning un e paar Höhner; nit zo verjesse dä schöne bungke Hahn. Dä Jupp hatt et mieh met Obsbäum. Avver dovun späder.

Wie se nu ihr Thermosfläsche un ihr Botterramme uspacke däte, sah dä Jupp sing Stund jekumme, laht der Kopp jet scheif un sprochenge leich bedröppelte Kulleg an: „Weiß de wat, Jottfredd, ich ben met minger Arbeit für hück ald esujot wie fädig. Wann de wells, helfen ich dir der Nommeddag noch jet an

dingem Wöhl. Do muß ja ald bal matschig em Kopp sin. Un domet de widder e fruh Jeseech mähs, verzällen ich der jetz jet, wat dich freue weed. Dä Schmitze Päul, ne Fründ vun meer, hät e Milchschofje met enem kleine Fähler. Weil hä et für de Zucht nit bruche kann, soll et morje jeschlaach weede. Et eß äwer esu e nett Dierche, dat et eijentlich schad dröm wör. Do han ich däm Päul jesaht, do hätts villeich Spaß dran. Wann do et han wells, jitt hä et sujar ömesöns av. Et eß zwar noch jet ärg klein, ävver wie ich dich kenne, weef do et janz schön huhpappele. Do muß et nur selver avholle.“ „Wo eß dat Schöfje?“ froht jetz dä Jottfredd un wor ald janz us em Hüsje. „Dat hät dä Päul ald vür em Schlaachtes en enem Vehwage stonn, do wo en der Liebigstroß de Weetschaff Fix eß. Ich han im jesaht, dat hä do hück ovend op dich waade soll. Ich woß doch, dat do et nemme wööds. Nah Fierovend jonn meer zwei dohin!“

Su saht Blumbergs Jupp un schlog däm Jottfredd op der Puckel, dat dä hoste moht, un et komen im bal de Trone, als hä saht:

„Jupp, do beß nit bloß ene Kulleg, wie mer en sich nur wünsche kann, do beß enen wohre Fründ.“

Dann han die zwei dä fiese Brassel zosamme anjepack, beß se de Akte schleefe un avläje kunnte. Dä Jottfredd met Pfeffer im Hingersch un Blumbergs Jupp stellverjnög, su jinge die zwei dorch de Hansemanstroß, de Glasstroß, üwer der Subbelroth un en de Liebigstroß. Do stund nu och wirklich ne meddelgroße Vehwage. Do wör dat Schöfje dren, saht der Jupp. Schmitze Päul waadten ald en der Weetschaff Fix op in un leet sich do de Zick nit lang weede. Jetz kom der Jupp mem Jottfredd an der Dür eren un saht:

„Su, Päul, do semmer.“

An der Thek wor alles kackfidel un – dat wor doch zo jelunge – da stunde rein zofällig e paar Kulleje vum Amp un bejrüßten die zwei met Jejröhl: „Alsu, mer han jehoot, dat do Jlöckskind jlich e Schöfje jeschenk kriß. Dodrop müsse mer eine drinke!“ Do blev däm Jottfredd nix anderes üvverig, als en Rond zo schmieße un hä leet sich och nit lumpe. Dann heef et, op einem Bein künnt mer nit stonn, ävver do blevv dä Jottfredd hatt: „Zoesch dat Schöfje, dann die Rond! Ich weiß jo nitemals, ov ich et han well. Et soll ja ne kleine Fähler han.“ Su troken se all an der Weetschaff erus un stallten sich en enem Halvkreis hinger däm Vehwage op. Schmitze Päul maht der Schlag op, un zonöhks wor en däm halvdüstere Wage noch nix zo sinn. Vürjebeug wie nen Bumerang stund dä Jottfredd do un kräg Auge, die mer met der Schier hätt avschnigge künne. Janz verbasert saht hä: „Ich sinn nix vun enem Schöfje. Die Keß eß doch leer! Wat soll dä Quatsch?“ „Do blingen Essel, jank doch ens eren un jewünn ding Auge an et Düstere!“ saht jetz der Jupp un jov däm

Jottfredd nen leichten Däu. Dä klomm nu wirklich en die Kar un loote noch emmer wie blöd. Vun drusse reefen se wie us einem Mungk: „Sühs do dann emmer noch nix? Janz hingen en der Eck do steit et doch!“ Un wohrhaftig, do stund et janz allein un verlaße met unschöldije Aujelcher. Singe „kleine Fähler“ log am Material. Et wor nämlich us Jips un hatt noch vür enem Veedeljohr de Kinder Freud jemaht an ener Weihnachtskrepp.

Wie jot, dat jetz Blumbergs Jupp flück jenog singe Kopp entrok. – Hinger im stund ene Latänepohl un dodran jing dat schöne wieße Kreppeschöfje en dausend Stöcke. Die janze Schwitt brollt em Chor: „Aprilsjeck!“ un dä Jottfredd hatt för't eeschte en Sauwot, besann sich dann ävver drop, dat hä ne Kölsche wor un Spaß verdrage kunnt. „Na jot“, brommelten hä, „dismol häß do jewonne, Jupp; ävver dat kriß de widder! Hück wor, su Jott well, nit der letzte eeschte April.“



## **Kurzporträts der Teilnehmer** (alphabetische Reihenfolge)

**Braun, Gaby**, \* 1950 in Marl/Westfalen, lebt jetzt im Bergischen Land. Studium der Anglistik und Hispanistik in Köln. Übersetzt und schreibt Unterhaltungsliteratur. Zahlreiche Veröffentlichungen von Kurzkrimis in Zeitschriften und Krimianthologien.

**Brehmer, Adrienne**, \* 1968 in Koblenz, lebt jetzt in Köln; schreibt Lyrik und Prosa. Seit 2003 Mitglied der Autorenwerkstatt der Universität Köln; seit 2004 im AutorenForum Köln e.V. und seit 2005 im Literatentreff. Im Eigenverlag erschien 2001 ihre Sammlung mit Lyrik und Erzählungen „Rosen in Prag“. Neuerdings entstehen Kurzdramen, Dialoge und Landschaftsbetrachtungen über Kreta. Die Autorin liest in verschiedenen kulturellen Einrichtungen in Köln und Umgebung.

**Duckheim, Gerda**, \* 1938 in Essen, lebt jetzt in Bergisch Gladbach. Nach Studium von Englisch, Französisch und Hauswirtschaftswissenschaften in Erlangen und Bonn bis 1998 Lehrerin an einer Kölner Realschule. Schon immer Interesse an modernen Sprachen und Psychologie, seit der Pensionierung besonders für die Deutsche Sprache. Schreibt Kurzgeschichten und Lyrik, Veröffentlichungen in Anthologien.

**Hugle, Robert**, \* 1938 in Karlsruhe, lebt jetzt in Bergisch Gladbach. Volontariate bei einer Tageszeitung und beim Rundfunk. Studium Generale. Verantwortlicher Journalist für Wirtschafts-Infodienste, Textrecherche und Herstellung von Broschüren für die Arbeitswelt. Schriftstellerische Schwerpunkte sind Aperçus, Satiren, Kurzprosa und Gedichte. Ein weiteres Hobby gilt der Musik: Querflöte, Altblockflöte und Klavier.

**Kansy, Frank**, \* 1972 in Remscheid, von Beruf Kaufmann, begann bereits in der Kindheit mit dem Schreiben von Kurzgeschichten; in den Folgejahren wurden seine literarischen Werke immer umfangreicher bis hin zu kompletten Romanen, wobei der Hobby-Autor das Sciencefiction-Genre bevorzugt.

**Schröder, Christa**, \* 1949, verheiratet, ein Kind. Lebt und arbeitet in Köln. Gelernte Buchhändlerin und Ausbilderin. Geübte Autorin mit den literarischen Schwerpunkten Romane (u.a. mehrere Kriminalromane aus dem alten und neuen Köln) und Erzählungen. Neues Projekt: Gute-Nacht-Geschichten für Erwachsene.

**Sievers, Johannes**, \* 1931 in Köln. Restaurator für Schriftgut und Grafik, nebenbei Organist. Zahlreiche Geschichten in Hochdeutsch und Kölscher Mundart, dazu eigene Illustrationen. Veröffentlichungen im Selbstverlag sowie bei Bachem-, Marzellen- und Greven-Verlag.